

Dr. Schiwago — der Lebendige¹

GALINA BERKENKOPF

Die Verleihung des Nobelpreises an Boris Pasternak und die dadurch ausgelöste Diffamierung des Dichters in seinem Land ist in Deutschland vorwiegend als politische Sensation aufgefaßt worden. Sie hat einige zusätzliche — und unverbindliche — Wiederholungen der Worte „dichterische Freiheit“ und „Demokratie“ hervorgerufen und den Zitatenschatz der antikomunistischen Propaganda um einige Sätze bereichert. Indes sind das Erscheinen des Buches und die darin enthaltene Aussage des Dichters etwas viel Bedeutenderes und u. E. Einmaliges, bisher nicht Dagewesenes; sie sind keine Sensation, sie sind ein Ereignis.

Nichts Erstmals ist allerdings das Erscheinen im Ausland: viele Werke bedeutender Russen wurden in früheren Zeiten zuerst im Ausland veröffentlicht, lange bevor sie in Rußland selbst gedruckt werden durften. Man braucht nur auf die revolutionären Ahnen des Bolschewismus und auf Lenin selbst hinzuweisen, aber auch auf Tschadajew, Chomjakow und Solowjew.

Vielmehr muß man, um die Behauptung von der Einmaligkeit des Ereignisses zu erhärten, zwei Tatsachen möglichst klar in den Blick bekommen: die konkrete Situation des Dichters und die in seinem Werk enthaltene Aussage.

* *
*

Boris Leonidowitsch Pasternak (geb. am 11. 2. 1890) ist kein Novum in der russischen Literatur. Der bekannte Literarhistoriker Gleb Struve, dessen grundlegendes Werk vor einiger Zeit in deutscher Übertragung erschienen ist („Geschichte der Sowjetliteratur“, München 1957 — die ursprüngliche englische Fassung wurde bereits vorher ins Französische und ins Chinesische übersetzt), nennt Pasternak den „zweifelloos bedeutendsten unter den lebenden sowjetischen Dichtern“ (a. a. O. 212). Dieses Urteil aus dem Mund eines der besten Kenner der neueren russischen Literatur wurde lange vor dem Bekanntwerden des Romans ausgesprochen.

Wie viele der bedeutenden russischen Schriftsteller und Dichter ist Pasternak zum Repräsentanten russischer Kultur geworden, ohne dem Volksstamm der Großrussen anzugehören. (Die erstaunlich lange Reihe der großen Russen, deren Ahnen anderen Völkern angehörten, beginnt schon bei Puschkin, der mütterlicherseits vom „Mohren Peters des Großen“, Hannibal, abstammt und setzt sich über Lermontow — schottische Ahnen, Dostojewski — polni-

¹ Der Name Schiwago gehört dem Stammwort schivoj, der Lebendige, an.

sche Vorfahren, Gogol — Ukrainer, Herzen — Halbdeutscher, Blok, dessen Vater Pole war, bis zu dem unter uns weilenden russischen Philosophen Fëdor Stepun fort.) Es wäre möglich, daß die fruchtbare Spannung und die Vollendung der Form auf dieser Grundlage in besonderem Maß zum Ausdruck gelangen. Pasternaks Vater, Leonid Ossipowitsch Pasternak (1862 bis 1945), war ein bekannter russischer Maler jüdischer Abstammung, der im Hause Lev Tolstois verkehrt und mehrere von dessen Büchern illustriert hatte. Auch Rilke wurde bei seinem Aufenthalt in Moskau von Leonid Pasternak gemalt und nahm später Anteil an den literarischen Anfängen des Sohnes. Der Vater ist nach zweimaliger Emigration, 1921 aus Rußland und 1933 aus Deutschland, in England gestorben. Die Mutter des Dichters, Rosalija Ossipowna, geb. Kaufman — auch keine Russin — war ausgebildete Pianistin, und er selbst studierte anfänglich Musik. Der berühmte russische Komponist Skrjabin, der zu den Freunden des Hauses gehörte, erkannte bei dem jungen Menschen nicht nur musikalische Begabung, sondern auch „etwas ungleich Größeres, die Fähigkeit, in der Musik mitzureden“ (siehe B. Pasternak, Geleitbrief, Köln und Berlin 1958, Kiepenheuer, 22). „Ich liebte die Musik über alles in der Welt, und Skrjabin am meisten“, schreibt Pasternak in seiner autobiographischen Skizze (a. a. O. 19). Doch widmete er sich bald, wohl an seiner Eignung zum Komponisten zweifelnd, dem Studium der Philosophie an der Moskauer Universität, wo ihm auch die Namen der zeitgenössischen Philosophen, wie Bergson, Cohen, Husserl bekannt wurden.

Mit 22 Jahren reiste er nach Deutschland (für 200 Rubel, die seine Mutter mit Klavierunterricht verdient hatte und die auch für eine Italienfahrt reichen sollten!), um bei Cohen in Marburg zu studieren. Dort arbeitete er in den Seminaren von Cohen und Hartmann mit, vornehmlich über Kant und Leibniz. Er muß damals seine philosophische Begabung bewiesen haben; denn Cohen riet ihm, Philosophie als Beruf zu wählen. Jedoch bewirkte die innere Erschütterung einer unerwiderten Jugendliebe eine plötzliche „Entladung“ in einer Überfülle von Versen und damit eine nochmalige Wendung — von der Philosophie zur Dichtung. Kurz vor Beginn des ersten Weltkrieges kehrte er nach Moskau zurück und veröffentlichte bereits mit vierundzwanzig Jahren den ersten Gedichtband mit dem bizarren Titel „Der Zwilling in der Wolke“. In seinen dichterischen Anfängen stand Pasternak, außer dem seine und die nachfolgende Generation selbstverständlich beherrschenden Einfluß von A. Blok, der futuristischen Strömung nahe, deren bekanntester Vertreter Majakowski wurde (der sich 1930 in Rußland erschossen hat). Bis zu den dreißiger Jahren, als allmählich die große Uniformierung der Kunst in Sowjetrußland einsetzte, veröffentlichte er mehrere Gedicht- und Prosawerke (deren Auswahl leider nur in englischer Sprache vorliegt). In den letzten zwei Jahrzehnten hat der Dichter fast nur Übersetzungen veröffentlicht; darunter sind aber so gewaltige Leistungen, wie die Übersetzung des Faust sowie einiger der wichtigsten Shakespeare-Dramen. Ferner verfaßte er Übersetzungen aus der Dichtung der Völker der Sowjet-

union, vor allem der Georgier. Nur wenige seiner eigenen Gedichte sind in den Jahren 1954 und 1956 in den sowjetrussischen Zeitschriften erschienen, wurden aber von der offiziellen Kritik durchweg mit Mißbilligung aufgenommen.

Ungeachtet dieser ständigen Alarmbereitschaft der wachsamten Obrigkeit und des Fehlens an jeglichem offiziellen Widerhall in der Öffentlichkeit seines Landes schrieb er acht Jahre lang an dem uns jetzt geschenkten Werk. Es ist sicher, daß Pasternak keinesfalls die dramatische Art seines Abdrucks vorausgesehen oder gewollt, sondern aufrichtig gehofft hatte, daß es, ebenso wie das dichterisch viel schwächere, aber ebenfalls durchaus kritisch eingestellte Werk Ehrenburgs „Wenn das Eis bricht“, in seinem eigenen Land erscheinen würde. Den Beweis hierfür liefert u. a. die sowjetische Öffentlichkeit selbst mit dem Abdruck der seiner Zeit erfolgten Absage der Zeitschrift „Nowyj Mir“ (siehe Literaturnaja Gaseta v. 25. 10. 1958). Die darin angeführten Zitate lassen auf die Vollständigkeit des ihr vom Autor vorgelegten Textes schließen. Keinesfalls ist es also die Absicht des Dichters gewesen, „sein Land in den Augen des Westens bloßzustellen“, wie es ihm jetzt vorgeworfen wird. Die offizielle Reaktion auf die nach glaubwürdiger und inzwischen von kompetenter Seite bestätigten Aussage des Dichters von ihm ungewollte Veröffentlichung im Westen war zunächst das Totschweigen. Erst die Verleihung des Nobelpreises entfesselte die Meute. (Die nachfolgenden Zitate werden den Terminus für diese eines großen Landes völlig unwürdige „Kritik“ durchaus rechtfertigen.)

In mehreren Ausgaben der Sowjetpresse wurde Boris Pasternak öffentlich angeprangert; der sowjetische Schriftstellerverband schloß ihn aus seinen Reihen aus und beantragte seine Ausweisung aus der UdSSR. Sein weiteres Schicksal bleibt dem Ermessen der sowjetischen Machthaber anheimgestellt. Um aber den Leser mit der Aufnahme der Verleihung der höchsten Auszeichnung, die die Weltöffentlichkeit zu vergeben hat, im Lande des Ausgezeichneten selbst bekannt zu machen, sei hier eine ganz kleine Blütenlese angeführt. (Die folgenden Zitate sind einer einzigen Nummer der Literaturnaja Gaseta v. 1. 11. 1958 entnommen):

Die Vollversammlung der Moskauer Schriftsteller: „... aber damit war das moralisch-politische Absinken des Verleumders noch nicht vollendet... als für das schmutzige Pamphlet ‚Dr. Schiwago‘ der Nobelpreis gewährt wurde... hat B. Pasternak ein Dankes-telegramm für dieses hingeworfene Almosen der Feinde geschickt, hat die Hand nach den dreißig Silberlingen ausgestreckt... Die Versammlung wendet sich an die Regierung mit der Bitte, dem Verräter B. Pasternak die sowjetische Bürgerschaft abzuerkennen. Kein ehrlicher Mensch, kein Schriftsteller, keiner, dem die Ideale des Fortschritts und des Friedens teuer sind, wird ihm je die Hand geben, einem Mann, der sein Vaterland und sein Volk verraten hat!“

Eugen Kapp, Volksschauspieler der UdSSR, Tallinn: „Mit Zorn und Empörung erfuhr ich die verbrecherische Tat von B. Pasternak, der sein schnödes Pamphlet ins Ausland verkauft hat...“

Wassiljew, Arbeiter, Stalingrad: „... Pasternak ist kein Schriftsteller, sondern ein Weißgardist... Was ist denn das für ein Sturm in der Pfütze bei Pasternak? Wie bei einem Frosch im Sumpf... Der Frosch mag unzufrieden sein und quakt. Ich aber habe als Bauarbeiter keine Zeit, darauf zu hören. Wir haben was anderes zu tun. Nein, ich habe Pasternak nie gelesen. Aber ich weiß: ohne Frösche geht es der Literatur besser...“

A. Dubinskij, Ingenieur, Kiew: „... Was den frischgebackenen Laureat Pasternak be-

trifft, der seine Ehre und sein Gewissen besudelt hat, so werden ihn die Sowjetmenschen mit Verachtung denjenigen zuzählen, die sich billig verkaufen . . . Sein Platz ist — wegen Untauglichkeit — auf dem Müllhaufen!“

Mamontow, Arbeiter, Moskau: „ . . . Pasternak ist jetzt weithin als ein Judas bekannt geworden. Laßt diesen Verräter aus Wut von Galle überfließen, laßt die Herren Kapitalisten aus dieser Pfütze schlecken . . .“

Man staunt über die bilderreiche Lösung dieser „echt volksdemokratischen“ Aufgabe: etwas verdämmen zu müssen, was man nicht kennen darf! Es ist wichtig, diese wenigen Beispiele aus dem Wutgeheul der „Neuen Klasse“ auf sich wirken zu lassen. Aber es ist auch wichtig, darauf hinzuweisen, daß unter dem Anathem des Schriftstellerverbandes einige Namen — und zwar der bedeutendsten und größten sowjetischen Schriftsteller — fehlen. Dieses Schweigen bedeutet sehr viel mehr als das oben zitierte Empörungsgeschrei. In diesem Zusammenhang lohnt es sich auch, auf die vorhin erwähnte Besprechung des Romans durch die Zeitschrift „Nowyj Mir“ hinzuweisen (*Literaturnaja Gaset*a v. 25. 10. 1958), weil sie die einzige Quelle ist, die man als eine Kritik des Werkes innerhalb der Sowjetunion bezeichnen kann. Es wird dort ausdrücklich gesagt, daß nicht die literarische Qualität des Buches, sondern sein Ideengehalt abzulehnen sei. Im Grund gipfelt die Ablehnung im Begriff der Person. Während der Held des Romans, ein Arzt, wortlos seine Pflicht erfüllt und den Nächsten hilft, wobei diese Nächsten zuerst die ihm anvertraute Familie, dann die Kranken und Verwundeten sind, wird ihm vorgeworfen, er solle sich um die Menschheit kümmern, nicht um sich und seine Familie; während er einem Werk lebt, das aus der Erfahrung des Leides und des Todes, des Kosmischen und des Transzendenten immer neue, spontan und freudig aufgenommene Impulse zum Schöpferischen empfängt, wird ihm zum Vorwurf gemacht, er solle sich für Ideen entscheiden und diesen Ideen leben. Außerdem wird der Dichter der Kritik am Volk, einer negativen Einstellung zu diesem und zu dessen Taten beschuldigt. — Im wesentlichen hat der Dichter diese Auseinandersetzung bereits selbst in seinem Werk vorweggenommen; denn gerade in der Gegenüberstellung des Lebens und der „Ideen“, des Menschen und „der Menschheit“, besteht eine der vielen Spannungen des Romans. Aber es besitzt deren mehr. — Auch ist die Kritik gar nicht der wichtigste Blickpunkt des Buches, und wir tun ihm fast genau so unrecht wie seine Kritiker aus „Nowyj Mir“, wenn wir es vornehmlich als Kritik am Bolschewismus sehen. Seine Bedeutung ist sehr viel größer; sie liegt im Konstruktiven, nicht in der Kritik, und ist überhaupt nicht auf dem Gebiet der Publizistik zu suchen.

* *

An einem der wenigen Tage nach der Verleihung des Nobelpreises, an denen die westlichen Journalisten den Dichter sprechen konnten, sagte er selbst, er habe mit dem Werk eine bleibende Leistung schaffen und ein Zeugnis ablegen wollen. So täten wir gut, bei unserer Betrachtung des Romans von seinen Worten auszugehen.

Mit seinem Roman hat Boris Pasternak in der Tat eine bleibende Leistung

geschaffen. Allein die dichterischen Qualitäten des Werkes (dessen deutsche Übersetzung leider noch einige Wünsche offen läßt und vor allem die große Schönheit der Gedichte im Schlußteil kaum spürbar macht) sichern ihm einen der wichtigsten Plätze in der russischen Literatur dieses Jahrhunderts. Die Sprache knistert förmlich von blitzartigen Entladungen neuer, unerhörter Bilder; Schilderungen des Sommergewitters, des Schneesturmes, der Sommernacht, des verschneiten Waldes stehen — in der Sprache unserer Zeit — denen von Puschkin und Gogol nicht wesentlich nach. Sie gehören zu den größten literarischen Schönheiten des Werkes. Die Komposition ist bei aller epischen Weite von großer dramatischer Spannung: geheime Verbindungsfäden, sinnbildliche Entsprechungen führen immer wieder an die Hauptgestalten heran und lassen keine unverbindliche Genre- und Detailmalerei aufkommen. Auch dort, wo die Hauptpersonen eine Zeitlang vom aufgewühlten Meer des Bürgerkrieges, der Partisanenarmee, verdeckt und überspült werden, bleiben die Eindringlichkeit, die metaphysische Erfülltheit, die Echtheit und Einmaligkeit der Dialoge, der Humor — so in den wunderbaren Kapiteln aus dem zehnten Teil: „Auf der großen Straße“, „Der Heerbann des Waldes“, „Die verzuckerte Eberesche“².

Die selten nachlassende Spannung des Werkes hat aber noch eine tiefere Ursache: es ist die im zeitgenössischen Schrifttum kaum in einem solchen Maß anzutreffende Menschlichkeit, die Liebe, Tod und Schuld weder intellektualistisch und mit Hilfe der Psychoanalyse, noch rein sensualistisch und punktuell schildert — auch wenn überall geheime Zeichen, Sinnbilder, Entsprechungen aufleuchten. Das Buch hat etwas von einem machtvollen Strom, der eine warme und ruhende Mitte besitzt, ein Aufatmen im Transzendenten.

Doch ist die große dichterische Leistung, die mit allen Mitteln einer reifen, vom frühen Manierismus des Dichters befreiten Kunst vollbracht wurde, nur eine — für den westlichen Leser nicht die wichtigste — Seite des Ereignisses. Die zweite Seite ist das vom Dichter damit abgelegte Zeugnis. Dieses Zeugnis hat drei Aspekte, die wie drei Schichten vom Äußeren ins Innere hineindringen.

Die äußerste Schicht gehört noch nicht dem eigentlichen Zeugnis an; denn sie ist ungewollt und ergibt sich aus dem Zusammenprall des Werkes mit der Gesellschaft, in deren Mitte der Dichter lebt. Sie ist aber nicht minder eindrucksvoll als das eigentliche Zeugnis des Dichters. Die grob schimpfende Verleumdungskampagne, die der Erfolg des Werkes entfesselt hat, zeigt die fürchterliche Unduldsamkeit des „freiesten und fortschrittlichsten“ Sowjetstaates einmal wieder in einer so prägnanten und ergreifenden Weise, daß ein Mangel an Anteilnahme am Schicksal des Dichters, die ja jedes Zeugnis erheischt, als schuldhaft erscheinen muß.

Aber sein Zeugnis hat zwei weitere, von ihm gewollte, mehr noch — von

² Die Kapitelüberschriften und die nachfolgenden Zitate sind hier aus der russischen Ausgabe des Romans, Mailand 1958, übersetzt, wobei auf eine möglichst große Texttreue, nicht auf die Eindeutschung, Wert gelegt wurde. Die Seitenzahlen sind jedoch der deutschen bei S. Fischer Frankfurt erschienenen Ausgabe entnommen.

ihm gewagte Aspekte, gewagt auch in einem tieferen Sinn. Das Wagnis eines Zeugnisses besteht ja nicht nur im Ablegen vor der Öffentlichkeit, obwohl auch dieses in der konkreten Situation des Dichters durchaus der tieferen Bedeutung des Zeugnisses, d. h. dem Martyrium entspricht. Ein Zeugnis im vollen Sinn des Wortes wird darüber hinaus vor einer Instanz abgelegt, die höher ist als die menschliche Gesellschaft, deren Funktion die Öffentlichkeit ist, nämlich vor der Wahrheit — mag diese als allgemeine Forderung oder als personale Wahrheit aufgefaßt werden. Einem solchen Zeugnis gehören die beiden im folgenden zu betrachtenden Aussagen des Dichters an.

Die erste ist seine Auseinandersetzung mit dem geschichtlichen Ereignis, das das eigentliche Thema des Werkes ist — der bolschewistischen Revolution. Denn sie ist das Thema dieser Fuge, mögen auch das Leben und die Liebe der Hauptgestalt einen noch so eindrucksvollen Kontrapunkt bilden und mit noch so viel Zartheit, Schönheit und Eindringlichkeit erklingen. Dieser Aspekt des Zeugnisses ist außerordentlich wichtig — wird es doch nach der reichen Erfahrung eines langen, durch große Gaben des Geistes und des Herzens in besonderem Maß aufnahmefähigen Lebens abgelegt. Als allgemeine Einleitung scheint mir hier ein kleiner Satz wichtig: „Und Rußland war [vor der Revolution] auch ein junges Mädchen gewesen . . .“ (371). Damit ist wohl das Unberührte, das Geborgensein in den alten Ordnungen zum Ausdruck gebracht. Die Revolution kam aber nicht von ungefähr oder durch fremde, böse Gewalt. Nein, sie „entriß sich ungewollt, wie ein allzulange zurückgedrängter Seufzer“ (173). „Das Mütterchen Rußland ist von der Stelle gerückt, es mag nicht mehr stehenbleiben, es schreitet und kann sich nicht genug tun damit, es redet und kann nicht aufhören. Und es reden nicht nur die Menschen allein. Bäume und Sterne sind zusammengekommen und reden miteinander, es philosophieren die Blumen der Nacht, und steinerne Häuser halten Versammlungen. Etwas aus dem Evangelium ist daran, nicht wahr? Wie zu den Zeiten der Apostel“ (173). Unwillkürlich denkt man an „die Zwölf“ von Blok, mit dem der Revolution voranschreitenden Christus, nur ist das Bild bei Pasternak viel behutsamer, echter, hat gar nichts Theatralisches. Pasternak versteht es, die Hilflosigkeit, das Ausgeliefertsein der Gegner und Opfer der Revolution, wie des mit wenigen Strichen gezeichneten letzten Zaren oder des harmlosen jungen Kommissars Hinz, mit derselben Menschlichkeit und Unvoreingenommenheit zu zeigen wie das Schicksal eines ihrer Henker, Antipow-Strelnikow. Man müßte auf Dostojewski zurückgehen, um bei aller Unerbittlichkeit im Aufzeigen der im Gewissen und im Transzendenten liegenden Gegensätze eine solche Wärme, ein solches Aufspüren einzelner versöhnender Züge auch bei der Schilderung der Gestalten wie des vertierten Pamphil Palych oder des Partisanenhäuptlings Liverij zu finden. Sein Zeugnis, soweit es das große Thema des Werkes negativ darstellt, ist nie gegen den Menschen gerichtet — er hat keine einzige Gestalt des „Sowjetmenschen“ so negativ gezeichnet, wie etwa Ehrenburg in seinem „glimpflich abgelaufenen“ Tauwetter getan hat.

Pasternaks Einwände richten sich kaum gegen die Menschen, nur gegen die Lehre. Da gerade diese Seiten des Buches bisher am meisten zitiert worden sind, können wir sie hier ziemlich kurz und kommentarlos fassen — die Auszüge sagen selbst genug: „Der Marxismus kann sich zu wenig beherrschen, um eine Wissenschaft zu sein. Die Wissenschaften sind ausgewogen. Marxismus und Objektivität? Ich kenne keine Strömung, die so in sich versponnen und von den Tatsachen so weit entfernt ist wie der Marxismus. Ein jeder trägt sonst Sorge darum, sich selbst durch Erfahrung zu berichtigen, die Männer an der Macht aber wenden sich mit aller Gewalt von der Wahrheit ab, um der Fabel von der eigenen Unfehlbarkeit willen. Die Politik sagt mir nichts. Ich mag keine Menschen, denen die Wahrheit gleichgültig ist“ (310). „Die eigenmächtigen Gewalthaber der Revolution sind fürchterlich — nicht als Bösewichter, sondern als Mechanismen ohne Steuerung, als entgleiste Maschinen“ (355). „Erstens begeistern mich die Ideen der allgemeinen Vollkommenheit nicht, so wie man sie seit dem Oktober versteht. Zweitens ist das alles noch lange nicht durchgeführt, und allein für das Gerede darüber hat man mit solchen Strömen von Blut bezahlt, daß der Zweck wohl die Mittel nicht rechtfertigt. Drittens, und das ist das Wichtigste, wenn ich von der Umformung des Lebens höre, verliere ich die Fassung und verzweifle. — Die Umformung des Lebens! So können nur Menschen sprechen, die vielleicht auch mit vielen Wassern gewaschen sind, die aber nie das Leben erkannt, nie seinen Geist, seine Seele gespürt haben. Für sie ist die Existenz ein Haufen Rohmaterial, der nicht durch ihre Berührung veredelt ist, der ihre Bearbeitung braucht. Das Leben ist aber nie Material, nie Materie. Es ist selbst, wenn Sie wissen wollen, ein sich ständig erneuerndes, sich ständig umarbeitendes Prinzip, es formt und wandelt sich ewig selbst um, es steht selbst himmelhoch über unseren bornierten Theorien“ (403). „Die Verherrlichung des Menschen über die übrige Natur hinaus, das modische Getue um ihn und die Menschenanbetung hatten für sie [den Helden und seine Gefährtin] nichts Anziehendes. Die Grundsätze einer falschen Gesellschaftlichkeit, die zur Politik umgeformt wurde, schienen ihnen ein jämmerliches Heimgewerbezeugnis zu sein und blieben ihnen unverständlich“ (594). „Ich bin jetzt überzeugt, daß er [der Krieg] schuld an allem war, an allem späteren, unsere Generation bis jetzt treffenden Unglück. Ich erinnere mich gut an die Kindheit. Ich habe noch die Zeit erlebt, als die Begriffe des friedlichen vergangenen Jahrhunderts in Kraft waren. Es war üblich, der Stimme der Vernunft zu trauen. Das, was das Gewissen sagte, galt als natürlich und notwendig. Der Tod eines Menschen durch die Hand eines andern war eine Seltenheit, ein außerordentliches Ereignis... Und plötzlich dieser Sprung aus einem friedlichen, unschuldigen Maßhalten in Blut und Schreien hinein, ein Massenwahn in der Vertierung des täglichen und stündlichen, vom Gesetz sanktionierten und gepriesenen Totschlages. — Sicher rächt sich so etwas immer... — Damals trat die Lüge auf in den russischen Landen. Das größte Unglück, die Wurzel des kommenden Bösen war

der Verlust des Glaubens an den Wert der eigenen Meinung. Man bildete sich ein, daß die Zeit vorbei war, in der man den Eingebungen des Gespürs für das Sittliche folgte, daß man jetzt in der allgemeinen Tonart singen und von fremden, allen aufgezwungenen Vorstellungen leben müsse. So begann die Herrschaft der Phrase, zunächst der monarchistischen, danach — der revolutionären“ (481).

Vielleicht sieht man diesen gerade als typisch ausgewählten Zitaten an, wie sehr die Kritik des Dichters an der Revolution jeder Bosheit und „Verleumdung“ ermangelt, wie sehr es ihm darum geht, hinter die Oberfläche der Erscheinungen zu schauen, die geschichtlichen und menschlichen Wurzeln der von ihm unerschrocken ausgesprochenen negativen Seiten der Revolution aufzudecken. Die seelische Reinheit oder harmlose Jugendlichkeit der wenigen von ihm dargestellten Berufsrevolutionäre oder deren unverdient schweres Schicksal in der Zarenzeit, die erschreckende, gewaltige Schönheit und Lebensechtheit der blutigsten Bürgerkriegsszenen in seinem Roman müßten jeden, dem nicht die böswillige Borniertheit und das maßlose Eigenlob der offiziellen sowjetischen Presse eigen sind, von der tiefen Menschlichkeit, Unbestechlichkeit und Unvoreingenommenheit des Dichters überzeugen. Dieser zweite Aspekt seines Zeugnisses — die Ursprünge und die Folgen seines großen Themas, der Revolution, darzulegen — ist eine bedeutende Leistung des Dichters, und zwar die Leistung eines Epikers, dessen Aufgabe darin mit der Aufgabe des Historikers zusammenfällt und, im Falle des Gelingens, von den beiden mit denselben Mitteln bewältigt werden muß: durch die Intuition, das schöpferische Rekonstruieren der Vergangenheit und durch deren Sinngebung.

Das Zeugnis Pasternaks hat aber noch einen dritten Aspekt. Dieser ist die unmittelbare, persönliche Aussage des Dichters, insoweit also mehr subjektiver Natur, besitzt aber trotzdem eine objektive Verbindlichkeit und dürfte sich vielleicht für uns auf die Dauer als der wichtigste erweisen. Wir sprachen bereits eingangs von der metaphysischen Erfülltheit des Werkes. Es wird nun Zeit, etwas Genaueres darüber zu sagen.

Wir lassen zu Beginn wiederum einige Texte folgen. „Von welchen Völkern kann denn im christlichen Zeitalter die Rede sein? Das sind ja nicht Völker schlechthin, sondern bekehrte, verwandelte Völker, und es geht alles gerade um diese Verwandlung, nicht um die Treue zu den alten Grundlagen. Denken wir an das Evangelium... Es schlug vor: wollt ihr auf eine neue Weise existieren wie nie zuvor, wollt ihr die Seligkeit des Geistes? Und alle nahmen den Vorschlag an und werden Jahrtausende lang davon in Atem gehalten. — Als es sagte, im Reich Gottes gebe es weder Hellenen noch Juden, wollte es denn nur damit aussprechen, daß vor Gott alle gleich seien? Nein, dazu brauchte man es nicht, das wußten schon vor ihm die griechischen Philosophen, die römischen Morallehrer, die Propheten des Alten Bundes. Aber es sagte: in jener, vom Herzen erdachten neuen Weise des Exi-

stierens und neuen Art des Zueinanderseins, die man das Reich Gottes nennt, gibt es keine Völker, es gibt Personen. — Du sagtest eben, eine Tatsache sei sinnlos, wenn man nicht den Sinn hineinbringt. Das Christentum, das Mysterium der Person, ist gerade dasjenige, das man in die Tatsache hineinbringen muß, damit sie für den Menschen von Bedeutung wird. Und wir sprachen von den Mittelmäßigen, die dem Leben und der Welt als Ganzem nichts zu sagen haben, von den zweitrangigen Kräften, die aus der Enge Nutzen ziehen, daraus, daß die ganze Zeit die Rede von irgendeinem Volk sei, vorzüglich von einem kleinen Volk, daß dieses leide, daß man darüber schwafeln und reden und an dem Mitleid verdienen kann. Das Judentum ist ganz und ungeteilt ein Opfer dieser elementaren Gewalt... Wie konnte das geschehen? Dieses Fest, diese Errettung aus dem Teufelswerk des Durchschnittlichen, dieser Flug hoch über die geistige Armseligkeit des Alltags hinaus, alles das wurde auf ihrer Erde geboren, hat ihre Sprache gesprochen und ihrem Stamme angehört. Und sie haben es gesehen und gehört und nicht danach gegriffen? Wie konnten sie eine Seele von dieser verzehrenden Schönheit und Kraft aus ihrer Mitte wegziehen lassen, wie konnten sie denken, daß sie neben deren Triumph und Herrschaft als eine leere Hülle dieses Wunders bleiben werden, die es einmal abgeworfen hat“ (147). „Ich würde sagen, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht. Aus Gott und aus dem Werk. Die Entwicklung des menschlichen Geistes zerfällt in einzelne Taten von ungeheurer Dauer. Sie wurden von Generationen verwirklicht und folgten einander. So eine Tat war Ägypten, so Griechenland, so eine Tat war die biblische Gotteserkenntnis der Propheten. Die zeitlich letzte dieser Taten, die noch durch nichts ersetzt worden ist, die durch die ganze Inspiration der Gegenwart vollbracht wird — ist das Christentum“ (490). „Etwas hat sich verschoben in der Welt. Zu Ende ist es mit Rom, mit der Macht der Quantität, mit der durch die Waffen erzwungenen Pflicht, als Gesamtkopfzahl, als Gesamtbevölkerung zu leben. Führer und Völker gehören der Vergangenheit an. — Die Person, die Predigt der Freiheit haben sie abgelöst. Ein einzelnes Menschenleben ist zu einer Erzählung Gottes geworden, es hat durch seinen Inhalt den Raum des Weltalls erfüllt. Wie es in einem Hymnus am Verkündigungsfest heißt: Adam wollte Gott werden und hat gefehlt, er ist es nicht geworden, jetzt aber wird Gott Mensch, um Adam Gott werden zu lassen („zum Menschen wird Gott, um aus Adam Gott zu schaffen“) ... In der Sorge um die Werkstätigen, um Mutterschutz, um Kampf gegen die Profitherrschaft ist unsere Revolutionszeit etwas nie Dagewesenes, Unvergessliches, mit lange, ewig bleibenden Errungenschaften. Was aber die Erkenntnis des Lebens, die Philosophie des Glücks angeht, die jetzt gelehrt wird, so möchte man einfach nicht glauben, daß es ernst gemeint ist, so ein lächerliches Überbleibsel des Vergangenen ist sie. Diese Deklamationen über Führer und Völker könnten uns zu den alttestamentlichen Zeiten der viehweidenden Stämme und Patriarchen zurückführen, wenn sie die Kraft hät-

ten, das Leben rückwärts zu leiten und die Geschichte um Jahrtausende zurückzuwerfen. Zum Glück ist es unmöglich“ (492).

Als letztes Kapitel des Buches, als „Gedichte des Doktor Schiwago“, hat Pasternak fünfundzwanzig Gedichte veröffentlicht, die zu dem Schönsten in der russischen Dichtung unseres Jahrhunderts gehören. Und in diesen Gedichten, die durch ihre lyrische Substanz, das unmittelbare Strömen ihrer Musik die direkteste, durch keine epische Besinnung und Komposition geformte Aussage des Dichters darstellen, bekommen wir den letzten, persönlichen Aspekt des Zeugnisses am klarsten in den Blick. Sie fangen mit dem Hamlet-Gedicht an, das die furchtbare Einsamkeit mitten unter den triumphierenden Pharisäern schildert:

„... Im fernen Widerhall
Fange ich auf das Geschehen meiner Lebenszeit.
Die Finsternis der Nacht umstellt mich
Mit Tausenden auf mich gerichteten Theatergläsern.
Wenn möglich, Abba Vater,
Laß diesen Kelch an mir vorübergehen ...
Aber die Handlung ist durchdacht
Und unentrinnbar das Ende des Weges.
Ich bin allein, alles versinkt im Pharisäertum ...“ (617).

Das Kapitel endet mit dem Gedicht Gethsemane. Aber dieses Ende, die letzten Zeilen des gesamten gewaltigen Werkes, spricht nicht mehr von der Person des Dichters, sondern von Christus. In einem wunderbaren, der russischen Landschaft entnommenen Bild heißt es dort:

„Ich steige ins Grab und am dritten Tage werde ich auferstehen.
Und wie die Flöße den Strom herunter,
Wie die Kähne eines Schleppzuges
Gleiten Jahrhunderte aus der Finsternis
Herauf vor mein Gericht“ (648).

Diese tiefste Schicht des Zeugnisses spricht nicht mehr von der Revolution, sondern von der Person des Dichters selbst. Und gerade die persönliche Aussage ist das am meisten Überraschende am Werk, sie begründet dessen objektive Gültigkeit. Hört man auf diese vox humana im gewaltigen Orgelwerk des Romans, so vernimmt man etwas Einmaliges und zutiefst Beglückendes. Das Schlüsselwort dieser Stimme scheint uns die Freiheit zu sein. Damit ist sicher keine äußere Freiheit gemeint. Es ist zunächst die Spontaneität, Unvoreingenommenheit, Unmittelbarkeit und Frische des Schöpferischen. Es ist ferner eine demütige Freude am Sein, ein jubelndes Ja zur Schöpfung: „Alles umher gor, sproß und wuchs empor im zauberischen Hefeteig der Existenz. Das Entzücken über das Leben kam heran in einer breiten Woge, wie ein leiser Windhauch, ohne nach dem Wohin zu fragen, über das Land und über die Stadt, über Mauern und Zäune hinweg, durch Baumstamm und Menschenleib hindurch, alles auf seinem Wege in

Schauer hüllend“ (167). Diese Freude ist nicht die selbstvergessene Hingabe an das All der Romantik; sie hat viel von der besonnenen, nüchternen Heiterkeit — einem der schönsten Vermächtnisse des östlichen Christentums an die große russische Dichtung. Und dieses Vermächtnis, das Christliche, wird uns vom Dichter in der Einmaligkeit der persönlichen Erfahrung, im Wissen um das Leid Christi und seiner Nachfolge bezeugt. In einem der Gedichte heißt es:

„Und unsere Abende sind Abschiedsfeiern,
Unsere Feste — Vermächtnisse,
Damit der geheime Strom des Leides
Die Kälte des Seins erwärme“ (643).

Das vom Dichter ausgesagte Christliche bleibt nicht in der Unverbindlichkeit des Rein-Ästhetischen, wie es oft genug in der russischen Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts erschien. Unaufdringlich, aber unablässig spricht der Dichter vom Gewissen und von dem Guten und, was noch viel mehr ist — er stellt sie als die einzig wirkenden und wirklichen Triebfedern und Stützen der menschlichen Existenz und des menschlichen Zusammenlebens dar, deren Fehlen auch den Zerfall von beidem bedeutet. Über eine der Gestalten im Roman, den „kristallklaren“ (um das übliche Prädikat des kommunistischen Jargons für Nachrufe auf Parteimitglieder zu gebrauchen) Revolutionär, Anführer grausamer Strafexpeditionen, der mit Selbstmord endet, heißt es: „Um das Gute zu tun, mangelte es seiner Prinzipientreue an der Prinzipienlosigkeit des Herzens, das keine Allgemeinheiten kennt, sondern nur die besonderen Fälle, und das darin groß ist, daß es Geringes tut“ (299). Aber nicht nur ist Pasternaks christliche Erfahrung keineswegs vorwiegend dichterisch und ästhetisch — man könnte vielleicht behaupten, daß sie überhaupt nicht primär von der Liturgie oder sogar der russischen Kirche beeinflusst ist. Es mag in diesem Zusammenhang als ungewollte Enthüllung bezeichnend sein, daß innerhalb des ganzen weit gesteckten Rahmens des Romans, in den vielen dort geschilderten Ehen und Familien die Mutter als rechtes Leitbild, als ständige Nähe, Treue und Geborgenheit fehlt. Die Mütter des Buches werden sterbend, auf der Suche nach ihren Kindern, in der Trennung von diesen dargestellt. Das Werk beginnt mit der Szene auf dem Friedhof, als die Mutter des Helden beerdigt wird. Vielleicht tut sich das Fehlen der Kirche auf diese unbewußte Weise kund.

Wohl alle im Westen erschienenen Bücher schildern das christliche Leben in Rußland aus der Fülle des Brauchtums und der Liturgie heraus, seien es Erinnerungen der Emigranten oder Berichte der westlichen Forscher oder Reisenden. An den wenigen Stellen, die von sowjetischen Schriftstellern in irgendeiner Weise dem Christlichen gewidmet sind, handelt es sich gleichfalls immer nur um Hinweise auf die Liturgie und die Priester. Nur in diesem Werk eines in der Atmosphäre von Rilke und der Tolstoi-Anhänger, von Hartmann und Cohen großgewordenen, vom Symbolisten Blok und dem

Revolutionsdichter Majakowski tief beeinflussten, des feinsinnigsten und musikalischsten der in Sowjetrußland lebenden Dichter unseres Jahrhunderts hören wir ein christliches Zeugnis, das weder vom Ästhetischen noch von der Liturgie noch von wehmütigen Erinnerungen an die Tradition bestimmt, sondern — um diese so mißbrauchten Worte in ihrer wahren Würde zu gebrauchen — wahrhaft wesentlich und existentiell ist.

Vielleicht kündigt sich darin eine wichtige und notwendige Wandlung im russischen Christentum an. Es wäre die Wandlung einer das Unpersönliche und Objektive durch den Vorrang der Liturgie zu stark betonenden, auch in ihren messianischen Hoffnungen an das Volkstum gebundenen Frömmigkeit, deren säkularisierte Pseudomorphose ja auch im bolschewistischen Glauben an die Unfehlbarkeit des Kollektivs, an dessen Vorrang vor dem einzelnen weiterlebt. Im Gegensatz dazu betont die christliche Aussage des Romans den Vorrang der Person, die Sinngebung der Geschichte durch die Person, deren Bewußtwerden im Kommen Christi und in dessen Heilstaten gründet.

Die Neuheit, die Unmittelbarkeit eines frischen Triebes am alten Stamm der russischen Gläubigkeit erstrahlt — vor allem in den Gedichten — in der knospenden Frische einer echten, persönlichen Erfahrung, die in ihrer nüchternen Wahrhaftigkeit kein „triviales“ Wort scheut — das taten ja auch die alten Hymnen nicht. Das Schlüsselwort dieser christlichen Erfahrung bleibt: die Freiheit. Es ist jene „Freiheit und Sorglosigkeit“ (592) — im „Cherubinischen Gesang“ der Ostliturgie heißt es: „Laßt uns nun alle irdische Sorge ablegen...“ —, die das Leben des Dr. Schiwago trotz allem Zwang durch Krieg, Gefangenschaft, Hunger und Terror auszeichnen. Diese Erfahrung der christlichen Freiheit ist das Einmalige und Personale, zugleich aber objektiv gültige Zeugnis des Werkes.

Der Schöpfungshymnus der Bibel

ALFRED POHL SJ

Der poetische Bericht

Wie wir bereits gesehen haben¹, war die Paradieseserzählung kein zweiter Schöpfungsbericht, sondern eine Kunstprosaerzählung über die Entstehung der Kultur auf dieser Erde. Vor diesen Kulturanfang setzt der biblische Verfasser eine eigentliche poetische Komposition (im Sinne der Alten), einen Hymnus über die Erschaffung und Ordnung der Welt. Denn bevor die Kultur und ihre Errungenschaften auf Erden eingeführt werden können, muß die Welt geschaffen sein, sie muß aus dem Chaos in den Kosmos übergeführt

¹ Diese Zschr. 162 (1958) 241—248.